

# JoSch

Journal der Schreibberatung

*Glosse*

---

## **Aus dem Leben eines Schreibberaters Guttenbergs „wissenschaftliches“ Schreiben**

Peter Braun

Eigentlich hatte ich den Fall Guttenberg schon fast vergessen. Im Februar, als die Plagiatsaffäre um seine Dissertation aktuell war und täglich neue Funde auf GuttenPlag gestellt wurden, hatte ich alles gesammelt, was mir zwischen die Hände kam. Mit den Wochen entstand ein umfangreiches Dossier. In meinem nächsten Kurs zum wissenschaftlichen Schreiben bin ich dann ausführlich auf den Fall eingegangen. Aber merkwürdigerweise war das Erregungspotential unter den Teilnehmenden nicht so hoch, wie ich es vermutet und gehofft hatte. Und wie ich es vor allem an mir selbst festgestellt hatte – als politisch denkender Mensch und als Schreibberater. Schließlich traf der Fall ins Herz unserer Profession.

Für das laufende Wintersemester hatte ich die Guttenberg-Sitzung wieder vom Seminarplan gestrichen. Doch plötzlich, Ende November, blickte mir der ehemalige Verteidigungsminister von der Titelseite der ZEIT entgegen. Äußerlich leicht verändert, das Haar nicht mehr schnittig nach hinten gegelt und ohne die charakteristische runde Brille. Dafür trug er sein Hemd jetzt, sichtbar für alle, weit aufgeknöpft. Der Einfluss Amerikas, dachte ich. Mein altes Interesse an dem Fall war sofort wieder erwacht. Ein langes Interview, mit dem Chefredakteur Giovanni di Lorenzo höchstpersönlich, an drei Tagen in einem Londoner Hotel geführt – ich habe sofort zugegriffen.

Doch die Lektüre des Interviews ließ mich erst einmal ziemlich kalt. Schon der Titel „Es war kein Betrug“ riss mich nicht vom Hocker. Was soll er denn

sonst auch sagen, dachte ich. Wenn er zugibt, dass er bewusst und mit Kalkül fremde Stellen in seinen Text eingebaut hat, dann ist er im Hinblick auf seine politische Karriere nicht nur ‚voreerst gescheitert‘. Von daher haben mich auch die juristischen Spiegelgefechte, die Guttenberg um den Begriff Betrug im Interview aufführt, nicht überrascht. Wie schon im Februar beteuert er zudem immer wieder, er habe chaotisch gearbeitet, er habe die Quellen nicht ordentlich markiert, die Fußnoten nicht sauber gesetzt, er habe direkte Zitate mit „vgl.“ gezeichnet, also als indirekte ausgegeben, etc.. Viele eklatante wissenschaftliche Fehler habe er begangen, aber er habe nicht vorsätzlich betrogen. Für mich schien allzu offensichtlich, worauf er hinauswollte: auf Nachsicht. Er sei überfordert gewesen und habe es sich nicht eingestanden. Schließlich habe er sieben Jahre an der Doktorarbeit gesessen, war nebenbei zunächst vom familiären Unternehmen, später von seinen politischen Ambitionen vereinnahmt – und dann noch die Familie. Ein Unmensch, wer das nicht versteht, wer Guttenberg nicht als Opfer der Umstände sieht.

Er hätte mich beinahe überzeugt. Zumal er den Verlauf der Arbeit und die einzelnen Schritte – wir sprechen da ja vom Schreibprozess – durchaus plausibel und nachvollziehbar beschreibt. Zunächst hat er intensiv gesammelt und recherchiert. „Ich war ein hektischer und unkoordinierter Sammler“, sagt Guttenberg. (ZEIT vom 24.11.2011, S. 17) Sein Material habe er auf vielen unterschiedlichen Disketten – es war noch die Zeit vor dem Memorystick – gespeichert und dort aber zugleich auch an eigenen Textbausteinen gearbeitet. So muss mit der Zeit eine Gliederung entstanden sein, denn Guttenberg spricht davon, dass er für jedes Kapitel eine eigene Diskette angelegt habe. Das hatte ich bei meiner Dissertation, die noch ein paar Jahre früher entstand, auch so gehandhabt. Mit den Jahren haben sich dann bei Guttenberg unendlich viele Textbausteine angesammelt, bis er es mit einem gewaltigen „Text- und Gedankensteinbruch“ zu tun hatte, wie er sagt. Der musste dann – in einer großen Anstrengung – zusammengesetzt werden, wie ein großes Puzzle. Ein forcierter Patchwork-Schreiber, würde Ulrike Scheuermann sagen.

Beinahe also hätte er mich auf seine Seite gezogen. Wenn sich in seine Ausführungen nicht immer wieder der Hochmut eingeschlichen hätte. Manche bleiben auch nach ihrem Fall hochmütig. Am deutlichsten zeigte sich das für mich in jenen Passagen, in denen er den homogenen Gesamteindruck

seiner Arbeit zu rechtfertigen versucht: „Insbesondere in der Endphase der Arbeit lag der Schwerpunkt nicht mehr auf der notwendigen wissenschaftlichen Sorgfalt, sondern auf Inhalt und Schlüssigkeit meiner Aussagen. Ich wollte mit dem Ineinanderrücken der unterschiedlichen Kapitel ein geschlossenes intellektuelles Ganzes abliefern. Ich hätte mir die wissenschaftliche Kärnerarbeit antun müssen.“ (ZEIT vom 24.11.2011, S. 18) Und etwas später wiederholt er mit anderen Worten nochmals: „Ich habe eben diese fatale Schwerpunktverlagerung vorgenommen, weg vom Detail, hin zum großen Ganzen, so dass die Arbeit am Ende einfach schlüssig dasteht.“ (ebd.) Darüber habe ich mich richtig geärgert. Das kann nicht gehen, sagte ich mir unwillkürlich und irgendwo im Hinterkopf meldete sich Adorno mit seinem Aphorismus aus den *Minima Moralia*: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“

Was mich letztlich aber ganz und gar aufgebracht hat, ist nicht Gutes Hochmut, sondern das Bild des wissenschaftlichen Schreibens, das er damit indirekt entwirft. Nach ihm wäre nämlich das wissenschaftliche Schreiben ein Verbinden, Verfugen und Collagieren von – freilich korrekt zitierten – fremden und eigenen Texten. Also genau das, wogegen ich als Schreibberater angehe, und was ich sowohl den Ratsuchenden, die zu mir in die Sprechstunde kommen, als auch den Studierenden in meinen Kursen immer wieder klar zu machen versuche. Zitate, direkte und indirekte, erfüllen eine bestimmte Funktion im wissenschaftlichen Text. Sie stellen Positionen und Argumente Anderer dar, die man als wissenschaftlicher Autor in seinen Text aufnimmt, um damit zu ‚arbeiten‘: um sie zu kommentieren oder kontextualisieren, um sie zu analysieren oder zu differenzieren, um sich ihnen anzuschließen oder sie zu widerlegen. Was auch immer. Nur eines vermögen Zitate niemals: sie verstehen sich nicht von selbst.

Genau daran bemisst sich die eigene Position als wissenschaftlicher Autor: Dass ich als Schreibender auf das ‚Material‘, das ich in meinen Text hinein hole, reagiere, und dass ich mich zuvor für eine indirekte oder direkte Zitierweise entscheide. Denn mit einem direkten Zitat hole ich niemals nur einen anderen ‚Inhalt‘ in meinen Text, sondern eine fremde Stimme, mit all dem, was dazu gehört und in den Sätzen mitschwingt, beispielsweise die Aussageintention oder die bald offene, bald verborgene Adressierung, oder eben auch die ästhetische, d.h. stilistische Qualität der Aussage. Dafür ein Bewusstsein

und ein Sensorium zu entwickeln, wann, in welchem Maß und auf welche Weise ich Zitate in meinen Text einfüge, wozu es schließlich auch eines dramaturgischen Gespürs für Rhythmus und Aufbau des eigenen Textes bedarf, ist ein zentrales Element auf dem Weg, ein wissenschaftlicher Autor zu werden. All das wird durch Guttenbergs Darstellung niegt.

Spontan habe ich mich entschlossen, die Guttenberg-Sitzung wieder auf den Seminarplan zu nehmen. Wir haben heftig und erhitzt diskutiert. Es wurde eine gute Sitzung.

### **Zu dem Autor:**



**Peter Braun**, Dr. habil, leitet das Schreibzentrum an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Zudem bietet er schreibintensive Seminare in Germanistik und Medienwissenschaft an. Weitere Tätigkeiten umfassen Schreibcoachings für Doktoranden und hochschuldidaktische Angebote zur besseren Integration des wissenschaftlichen Schreibens in den universitären Unterricht.